
E
U

Die riskante Gesellschaft

Lust und Frust am Nervenkitzel

Unsere Gesellschaft hat sich den Extremen verschrieben: Sie ist fasziniert vom Risiko und strebt doch nach einem utopischen Sicherheitsmaximum. Finanzspekulationen haben trotz Krise ihren Reiz nicht verloren und riskante Freizeittrends boomen. Gleichzeitig achten wir immer penibler auf unser Wohlergehen und erwarten von der Politik, dass sie für höchste Sicherheit sorgt. In diesem Spannungsfeld verkennen wir das konstruktive Potenzial des Risikos.

Text

Julia Berghofer

Illustration

Alex Kowalski

Begibt man sich auf die Suche nach dem einen, dem markanten Charakteristikum unserer Zeit, wird man von Konzepten, Begriffen, Mottos und Losungen geradezu erschlagen. Unsere Gesellschaft ist scheinbar alles: Sie ist Informationsgesellschaft und Expert_innengemeinschaft. Sie ist ein Zusammenschluss von Überwachten, von Freien, von Oberflächlichen und Wissenden. Postmodern soll sie sowieso sein. Vielleicht auch postdemokratisch.

Die eine, alles übergreifende Eigenschaft scheint es in unserer Zeit nicht zu geben. Stattdessen konkurriert eine Vielzahl von Konzepten um eine fragwürdige Deutungshoheit. Früher, so zumindest die Annahme, gab es noch klare Vorstellungen, die jeweils in ihrer Epoche einen Alleinanspruch verteidigten: das, was in der griechischen Antike die Entdeckung des Politischen war, zu Zeiten der Aufklärung die Abnabelung des Menschen von der Religion oder während der Industrialisierung die Steigerung produktiver Effizienz.

Die eine, alles übergreifende Eigenschaft unserer Gesellschaft scheint es nicht zu geben.

Doch die großen Erzählungen, so brachte es der französische Philosoph Jean-François Lyotard auf den Punkt, seien schon alle erzählt, er spricht von ihrem „Zerfall" (Lyotard 1986: 54). Die „großen Namen", die „Heroen" der Geschichte, die eine identitätsstiftende Funktion innehatten, seien rar geworden. Stattdessen sei der einzelne Mensch auf sein Selbst zurückgeworfen (Lyotard 1986: 53).

Wie aber definiert sich eine Zeit, die auf die großen, identitätsbildenden philosophischen und gesellschaftskritischen wie -formenden Konzepte verzichten muss? Eine Reihe von Soziolog_innen versucht unermüdlich, und den ernüchternden Erkenntnissen Lyotards zum Trotz, das Charakteristikum unserer Zeit zu finden, in der Hoffnung, dahinter vielleicht doch noch eine große Erzählung zu finden.

Der schillernde Risikobegriff

Auch wenn der Begriff des Risikos zunächst einmal fest im alltäglichen Sprachgebrauch verankert ist, kommen wir doch schnell ins Grübeln bei dem Versuch, das Risiko von der Gefahr oder der Bedrohung abzugrenzen. Auch neigen wir oft dazu, das Risiko als etwas per se Negatives zu begreifen. Dass Risiko beides sein kann – Chance und Gefährdung – verlieren wir oft aus den Augen.

Nun kann man sich dem Risikobegriff freilich auf ganz unterschiedlichen Wegen nähern. Eine trennscharfe und präzise Definition, die sich eher auf der rechtlichen Ebene bewegt, findet sich etwa bei dem Rechtswissenschaftler Andreas Reich. Eine Gefahr beziehe sich auf bekannte und mögliche Schadensereignisse, für die sich eine/ihre Eintrittswahrscheinlichkeit im Einzelfall angeben lasse. Beim Risiko dagegen sei die Eintrittswahrscheinlichkeit sehr klein oder gar nicht bestimmbar (Reich 1989: 2). Doch selbst wenn Reich angestrengt bemüht ist, den Risikobegriff zu fassen zu bekommen, muss auch er einräumen, dass es nun einmal ein schillernder Begriff ist, vor allem in der Rechtsprechung. Zumindest so viel stellt Reich fest: „Nach allgemeinem Sprachgebrauch wird das *Risiko* als ein *Wagnis* angesehen […], als eine Verlustmöglichkeit bei einer unsicheren Unternehmung" (Reich 1989: 85).

Mit dieser Deutung befinden wir uns wiederum ganz auf der Spur eines wirtschaftshistorischen Klassikers, der sich mit dem Risiko beschäftigt. Peter L. Bernstein, ein ehemaliger Investmentberater, der unter anderem in Harvard gelehrt und zahlreiche Bücher und Artikel zum Thema Finanzen und Wirtschaft publiziert hat, spürt in seinem umfassenden Werk *Wider die Götter* aus dem Jahre 1997 ebenfalls diesem so schwer greifbaren Terminus nach. Dabei allerdings nimmt er die Leser_innen auf einen fast erheiternden Streifzug durch einige Jahrhunderte historischer Risikoforschung mit. Er setzt im 12. Jahrhundert an, gräbt sich durch die Entdeckung der Wahrscheinlichkeitsforschung in der Renaissance und kommt bei den rationalen Investor_innen des 20. Jahrhunderts wieder heraus. Überhaupt nähert sich Bernstein dem Risiko aus einer eher neutralen, wenn nicht gar optimistischen Perspektive, wenn man ihn etwa mit Beck ver-

gleicht. Bei ihm handelt es sich weniger um ein Gefahrenmoment als vielmehr um etwas Revolutionäres, das die Neuzeit von der Vergangenheit trennt (Bernstein 1997: 9). Essenziell ist für ihn die Vorstellung, dass Risiken auch steuerbar sind, dass die Zukunft des Menschen seit der Renaissance nicht mehr an die mehr oder weniger unberechenbaren Launen eines oder mehrerer Götter gekoppelt ist, dass die Zukunft des Menschen gestaltbar und vorhersehbar geworden ist. Bernstein verweist dabei auf die frühitalienische Bedeutung des Wortes *risicare*, was so viel bedeutet wie ‚wagen'. Und das ‚Wagnis' kommt damit wiederum eher einer Wahlentscheidung gleich als etwas Schicksalhaftem (Bernstein 1997: 18).

Dass Risiko beides sein kann – Chance und Gefährdung – verlieren wir oft aus den Augen.

Das funktioniert in der Theorie sehr gut, hängt aber ganz enstscheidend davon ab, ob der Mensch auch ein gewisses Maß an Risikobereitschaft an den Tag legt. Das Risiko ist immerhin nicht etwas, was ganz von allein weiterexistiert, sondern sich vor allem in der menschlichen Vorstellung abspielt und dementsprechend genutzt, vermieden oder ganz ignoriert wird.

Sobald der Mensch das Risiko dementiert oder die Verantwortung für persönliche wie auch kollektive Risiken anderen überträgt, begibt er_sie sich wieder in die gleiche Situation, in der sowohl die Griechen in der Antike als auch die mittelalterlichen Untertanen und Gläubigen steckten. Die alten Griechen beschäftigten sich zwar mit den Naturwissenschaften und meinten, auch in alltäglichen Vorkommnissen so etwas wie eine regelmäßige Ordnung zu erkennen. Dennoch fühlten sie sich chaotischen Schicksalmächten unterworfen und befragten lieber das Orakel als einen Gelehrten, wenn es um staatstragende Entscheidungen ging. Erstaunlich fortschrittlich handelte dagegen der sagenumwobene Odysseus. Als der König der kleinen Insel Ithaka sein Schiff zwischen den tödlichen Felsen vorbeilenkte, auf denen die blutrünstigen Ungeheuer Skylla und Charybdis auf die Seelen seiner Mitstreiter warteten, ging der umherirrende Seefahrer definitiv ein Risiko ein. Er hätte umkehren, zurück zur Insel der Zauberin Kirke fahren und sich dort einen bequemen Lebensabend machen können. Das Ziel, das er vor Augen hatte, machte das Risiko aber auch zu einer Chance, die er mutig ergriff. Er war in dem Sinne eine Ausnahme, als er immer wieder reflektierte, Risiken abwog, die Entscheidungen der Götter in Frage stellte und autonom handelte. Zwar markiert etwa das Auftauchen der Skylla und Charybdis kein klassisches Risiko, sondern eher ein göttergegebenes Faktum im Mittelmeer. Dennoch begibt sich der Held nicht in die herkömmliche Rolle des Schicksalsunterworfenen, der verharrt, bis er einen Wink desselben zu erkennen glaubt.

Mit der Verbreitung des Christentums in der abendländischen Kultur kam schließlich für die Gläubigen ein Aspekt der – gottgewollten – Ordnung und Vorhersehbarkeit ins Spiel: Wer die Bibel richtig interpretierte, konnte durchaus Vorhersagen über sein künftiges Leben im Dies- und Jenseits aufstellen (Bernstein 1997: 31). Das grenzte auch präventive Strategien auf recht übersichtliche Weise ein. Beichten, Beten und Fasten sollten die Wahrscheinlichkeit steigern, dass das Leben eines Menschen günstig verlaufen möge.

Der moderne Mensch neigt dazu, derartige Vorstellungen als Aberglauben abzutun, vor allem wenn es um vorbeugende Maßnahmen wie die antike Vogelschau geht. Die berechnende Komponente, also die Erfindung der mathematischen Wahrscheinlichkeitsforschung in der Renaissance, nahm der Risikovorstellung ihren orakelhaften Charakter und macht sie zur Wissenschaft. Selbst wenn diese Wissenschaft nicht selten an ihre Grenzen gerät. Dafür reicht ein kurzer Blick in die Finanzwelt.

Bei aller Messbarkeit ist das Risiko zwar ein Spiel der Vorhersehung, bleibt aber stets in der Ambivalenz gefangen, die es eben auch zu einem Wagnis macht. Auf der einen Seite steht die Gefahr, auf der anderen die Chance. Mit diesen Deutungsmustern gehen die verschiedenen Bereiche der Gesellschaft ganz unterschiedlich um: Während in der Politik oft hysterisch mit drohendem Unheil hantiert wird, stürzt sich die Wirtschaft begeistert in



die haarsträubendsten Unternehmungen. Dagegen schwankt der_die Einzelne zwischen Abenteuerlust und Alltagshypochondrie.

Die selbstgemachte Risikogesellschaft

Glaubt man etwa dem Soziologen Ulrich Beck, dann kennzeichnet die Moderne vor allem ein permanentes, mal latentes, mal ganz offenkundiges Gefühl des Bedroht-Seins (Beck 1986: 8–10). In seinem Werk *Risikogesellschaft* von 1986 beschrieb Beck noch vor der Tschernobyl-Katastrophe hellsichtig die Moderne als eine Zeit, die von allgegenwärtigen Gefahren und „Destruktivkräften" (Beck 1986: 25–27) geprägt ist. Dieser Zustand beherrsche den Menschen und sein Handeln (Beck 1986: 62). Für Becks Konzept ganz essenziell ist es zum einen, dass die meisten der Gefahren hausgemacht sind – das bedeutet, dass der Mensch innerhalb einer sich selbst gefährdenden Zivilisation (Beck 1986: 13), sowohl auf der kollektiven als auch auf der individuellen Ebene für das, was ihn bedroht, selbst verantwortlich ist. Zum anderen kann die Gesellschaft Bedrohungen antizipieren und ist damit nicht unmittelbar von ihren selbsterschaffenen Negativauswirkungen bedroht, sondern reibt sich an den Vorstellungen derselben auf.

Ein wesentlicher Aspekt dieser gegenwärtigen Risikogesellschaft ist, dass sich ihre Bedrohungen nicht in der Abgrenzung zum anderen, zum Fremden manifestieren. Vielmehr ist das Risiko zu etwas so Allumfassendem geworden, dass es soziale und geographische Grenzen überspringt und eine weltweite „Betroffenheit" markiert (Beck 1986: 48). Beck nennt dies eine „Grenzen-aufhebende Dynamik der Gefahr" (Beck 1986: 7). Das „Gefährdungsschicksal", in das sich der Mensch begeben hat, kennt kein Entrinnen. Es dominiert aber weniger die Not als vielmehr die Angst vor ihr. Das unkonkrete Unbehagen ist also da, bevor überhaupt eine konkrete Gefahr auszumachen ist. Die Risiken sind für Beck daher ein Produkt der Moderne und nicht etwas, dem der Mensch von vornherein hilflos ausgeliefert war (Beck 1986: 53–54).

Denn theoretisch steckt die Gefahr in allem und überall, sowohl in der Nahrung und in der Kleidung als auch in Wind, Wasser und der Erde. Und auch wenn es diese typisch modernen Risiken schon seit Beginn der Industrialisierung gibt – wie etwa das Armutsrisiko oder die Gesundheitsgefährdungen im 19. Jahrhundert –, so wohne dem Risiko laut Beck heute eine ganz neue Qualität inne (Beck 1986: 29). Es sei meist unsichtbar, dazu global, verursache irreversible Schäden und sei ganz davon abhängig, wie es von öffentlichen Akteur_innen interpretiert werde: Ob es also als harmlos oder hochdramatisch dargestellt oder vielleicht komplett ignoriert werde (Beck 1986: 35).

Hier kommt den Medien und der Politik eine definitorisch wichtige Rolle zu. Expert_innen und Sprecher_innen, die öffentlich gehört werden und denen ein gewisses Vertrauen entgegengebracht wird, besitzen in dieser Risikogesellschaft das Wissen darüber, wo Handlungsbedarf besteht, wogegen vorgegangen wird und was zu vernachlässigen ist. Jedoch, und hier liegt Becks Hauptkritikpunkt, werden oft diejenigen Risiken als irrelevant erachtet, die den Menschen in seiner ganzen Existenz am meisten bedrohen, wie etwa eine atomare Katastrophe oder der Klimawandel, meist zugunsten ökonomischer Interessen (Beck 1986: 30–31). Diese Risiken werden, wenn überhaupt, nur gelegentlich und punktuell dramatisiert, um sie dann wieder unter den politischen Teppich zu kehren.

> Auf der einen Seite steht die Gefahr, auf der anderen die Chance.

Kasino-Kapitalismus und die Lust an der Krise

Anders als die Politik zeigen sich der ökonomische Sektor, die Finanzwelt und Kapitalmärkte besonders risikofreudig und damit chancennutzend. Obwohl die exaltierte Risikoaffinität im Finanzsektor immer wieder zu schwerwiegenden Krisen führt, wie wir sie zuletzt ganz massiv mit der Wirtschaftskrise 2008 zu spüren bekommen haben, ist der Gedanke dahinter gar nicht so verwerflich.

So stellt etwa der Politologe Herfried Münkler fest, dass es in unserer modernen Gesellschaft Risikokul-

turen und Welten der Sicherheit gibt (Münkler 2010: 11–13). Die Risikokulturen, die sich vor allem in der Wirtschaftswelt etabliert haben, kalkulieren und berechnen die Gefahr, spielen aber auch mit ihr (Münkler 2010: 13). Dagegen versuchen die Welten der Sicherheit, jegliches Risiko von vornherein aus der Welt zu schaffen. Sie beruhen, so Münkler, auf dem impliziten Versprechen, dass eine komplett sichere Welt möglich und realisierbar sei (Münkler 2010: 12).

Das Schwert ist jedoch, wie so oft, zweischneidig. Nicht umsonst hat sich in den 80er Jahren der Begriff des ‚Kasino-Kapitalismus' etabliert, der die krisenanfälligen globalisierten Finanzmärkte bezeichnet, die sich mehr der Spekulation verschrieben haben als der Wertschöpfung. Geprägt wurde der Terminus von der britischen Politikwissenschaftlerin Susan Strange, die in ihrem erstmals 1986 erschienenen Buch Casino Capitalism dem westlichen Finanzsystem attestiert, es ähnele „nothing as much as a vast casino" (Strange 1997: 1). Neben der Instabilität des Bankensystems als solches, macht sie als ein Schlüsselproblem das zögerliche globale Wirtschaftswachstum in den späten 70er Jahren und die Rezession der 80er Jahre aus. Die Unsicherheit dieser Jahre habe das spekulative Verhalten im Finanzsektor befeuert (Strange 1997: 1–5).

Das Diktat der Sicherheitspolitik

In der politischen Sphäre begegnet man Risiken in der Regel verhalten, fast angstvoll, tendiert aber auch dazu, Gefahren abwechselnd hochzustilisieren und zu marginalisieren. So werden beispielsweise ‚Migrant_innenfluten' zur nationalen Bedrohung erhoben, während die Wahrscheinlichkeit eines Atomunfalls auf kleiner Flamme gehalten wird. Das zeigt sich schon allein an der medialen Berichterstattung, aber auch an den Äußerungen öffentlicher Akteur_innen, die dem latenten Nuklear-Risiko in der Regel nur dann Beachtung schenken, wenn eine Auseinandersetzung mit dem Thema unausweichlich wird, wie etwa nach der Fukushima-Katastrophe. Die Auffassung, dass Risiken auch Chancen sind – und zwar in einem progressiven und nicht in einem defensiven Sinne –, scheint hier weitgehend brachzuliegen. Sonst fände der Sicherheitsdiskurs vermutlich auf einem konstruktiveren Niveau statt, als es aktuell der Fall ist.

Mehr noch als im ökonomischen oder privaten Bereich, ist Sicherheit auf politischem Boden ein schwer zu erreichendes Gut. Trotzdem, oder gerade deshalb, neigt die Politik dazu, die verschiedensten gesellschaftlichen Bereiche zu Sicherheitsthemen zu machen. Harsche Kritik an dieser Tendenz kommt von Seiten der sogenannten *securitization theory*, im Deutschen bekannt unter dem etwas sperrigen Begriff ‚Versicherheitlichungstheorie'.

Diese noch relativ junge Denkrichtung wurde in den 80er Jahren von Soziologen der Kopenhagener Schule entwickelt und beschäftigt sich mit staatlichen Eingriffen in das Leben der Bürger_innen als Teil eines sich immer weiter ausbreitenden Sicherheitskonzepts. So stellen Wissenschaftler wie Berry Buzan, Ole Wæver und Thierry Balzacq fest, dass politische Akteur_innen fast schon inflationär Risiken kommunizieren und auf Basis dieser Kommunikation meist ex ante Notfallmaßnahmen einleiten, die dann wiederum den demokratischen Aufbau der Gesellschaft gefährden. Die bürgerliche Partizipation, so die Theorie, bliebe dabei auf der Strecke (Balzacq 2005; Buzan/Wæver/de Wilde 1998; Wæver 1995).

> Das Risiko ist zu etwas Allumfassenden geworden.

Zwischen Krisentourismus und Vorsorgeuntersuchung

Im privaten Bereich zeigt sich die Ambivalenz zwischen Risiko als Chance auf der einen Seite und als Bedrohungsspektakel auf der anderen wohl am deutlichsten. Ganz im Foucaultschen Sinne werden wir permanent mit Risikoszenarien konfrontiert, denen wir dementsprechend in Eigenregie begegnen sollen. Für Foucault fallen darunter insbesondere Themen, die die Gesundheitspolitik betreffen: gesunde Ernährung, Sport, Vorsorgeuntersuchungen (Foucault 1977: 174–175). Diese Form der Selbst-Disziplinierung bezeichnet für ihn eine weiche Form

der gesellschaftlichen Steuerung (Göhler/Höppner/De La Rosa 2009: 33–53). Die Bürger_innen würden demnach mit einer bestimmten *mentalité* ausgestattet – mit einer bestimmten Einstellung zu sich selbst, die auch sogenannte „Selbsttechniken" umfasst (Lemke 2008: 13, 36–37). Was dann entsteht: „selbstkontrollierte Subjekte, konsumierende Subjekte, familienorientierte Subjekte, risikobewusste Subjekte" (Reckwitz 2004: 45).

Auf der privaten Ebene fällt es uns immerhin leichter, zwischen relevanten und weniger relevanten Risiken zu unterscheiden. Hier werden wir zwar immer noch in unserer Risikoperzeption beeinflusst: zum einen durch staatliche Eingriffe oder Vorgaben, zum anderen aber auch durch tatsächliche oder selbsternannte Expert_innen, die ihr Wissen in den Medien verbreiten; oder eben durch den direkten Austausch mit unseren Freund_innen, der Familie oder anderen. Die Selektion und die Entscheidung, ob wir irgendwelche Maßnahmen ergreifen wollen oder nicht – ob wir fortan nur noch vegetarisch essen, jedes Jahr zur Vorsorgeuntersuchung und am Wochenende um zehn ins Bett gehen –, obliegt dabei aber in der Regel uns selbst.

Gleichzeitig geht es im privaten Bereich aber nicht nur darum, ob Risiken vermieden oder schlicht ignoriert werden, weil wir sie als nicht relevant erachten. Im Gegenteil, gerade auf der persönlichen Ebene scheinen wir zwischen extremer Risikobereitschaft und geradezu panikartiger Absicherung zu schwanken. Risikoaffines Verhalten wie Alkoholkonsum, Abenteuersportarten und Rasen auf der Autobahn stehen Fahrradhelmen, einer Flut von Ratgeberliteratur zu allen erdenklichen Themen und der Perfektion des Sicherheitsgurts gegenüber. Das traditionelle Familienmodell, das nicht nur steuerliche Erleichterungen, sondern auch persönlich ein hohes Maß an Sicherheit und Geborgenheit verspricht, boomt ebenso wie der Risikotourismus in krisen- oder kriegsgeschüttelte Länder. Es ist also heutzutage durchaus denkbar, dass der finanziell absolut risikoscheue Riester-Versicherte und jahrzehntelang verheiratete Familienvater in den Ferien seine Kinder zum Extremklettern in die Anden mitnimmt.

Die Risikoinflation

Während man im ökonomischen und privaten Bereich zumindest ansatzweise so etwas wie einen Ausgleich zwischen Risikoscheu und Risikofreude ausmachen kann, scheinen sich die Politik und ihre Akteur_innen eines ganz anderen Konzeptes zu bedienen. Hier geht es vor allem darum, Risikoszenarien zu benennen, sie zu dramatisieren oder zu marginalisieren – und vor allem darum, wer die Deutungsmacht über die vielen Risikoszenarien besitzt. Zu einem Risiko-Thema kann gefühlt alles werden: Migration ebenso wie Cyberkriminalität, Fahrradfahren mit Kopfhörern im gleichen Maße wie der internationale Terrorismus.

Heikel an diesem Verhalten des politischen Systems ist die Tatsache, dass die Normalbürger_innen von Risikoszenarien geradezu überschwemmt werden. Sie sind ihnen jeden Tag ausgesetzt: durch reißerische Schlagzeilen, Bilder im Internet und in den Nachrichten. Angesichts dieser Fülle an Bedrohungen ist es nicht verwunderlich, dass die Mehrheit der Bevölkerung – und die Mehrzahl der politischen Akteur_innen wohl ebenfalls – damit überfordert ist, die relevanten Risiken von den weniger wichtigen zu trennen. Für jedes Risiko steht eine Riege an Expert_innen bereit, die es zu einer nationalen Katastrophe hochstilisieren oder umgekehrt zu einer Randerscheinung degradieren.

> Anders als die Politik zeigt sich der ökonomische Sektor risikofreudig und damit chancennutzend.

Die Politik als Vermittlerin dieser Gefahrenlagen übernimmt die Rolle eines PR-Profis, der immer neue Risiken findet und Gegenstrategien erdenkt. Diese Reizüberflutung führt bei den Bürger_innen zwangsläufig zu einem Abstumpfungseffekt. Das zeigt sich allein daran, dass etwa der NSA-Skandal allerhöchstens noch für resigniertes Schulterzucken sorgt und auch die Pläne zu strengeren Grenzkontrollen im Schengenraum meist ungerührt hingenommen werden. Der Abstumpfungsprozess macht aber auch die Implementation von Maßnah-

men für öffentliche Akteur_innen einfacher. Indem sich die Normalbürger_innen nicht mehr verantwortlich und zunehmend hilflos fühlen, Notfallmaßnahmen wie die martialische Abgrenzung der EU-Außengrenzen oder die Rundum-Durchleuchtung von Reisenden an zivilen Flughäfen vielleicht nicht nachvollziehen können, sie aber fatalistisch hinnehmen, wird der Ausnahmezustand zur Normalität. Man kann die Bevölkerung schlichtweg kaum noch schocken – die Risikoinflation setzt ein.

Neue Götter, alter Fatalismus

Was passiert also, wenn es im politischen System zu einer Risikoinflation kommt? Zum einen büßt die Politik einen guten Teil ihrer Glaubwürdigkeit ein. Nicht, weil die Bürger_innen automatisch annehmen, dass sie belogen werden oder dass die Sicherheitsbedenken, die von Politiker_innen und Expert_innen geäußert werden, an den Haaren herbeigezogen wären. Jedem_Jeder leuchtet ein, dass man etwas gegen die Cyber-Kriminalität unternehmen muss, dass Crystal-Küchen aus dem deutsch-tschechischen Grenzgebiet verschwinden müssen und dass man Terrorist_innen am besten abfängt, noch bevor sie etwas in die Luft jagen können.

Man kann die Bevölkerung schlichtweg kaum noch schocken – die Risikoinflation setzt ein.

Wenn aber die Risiken, die öffentlich kommuniziert werden, immer komplexer und vielfältiger werden, wenn heute relevant ist, was morgen schon wieder verharmlost wird, dann sinkt nicht nur der Glaube an die Politk, sondern auch der Glaube an das Risiko selbst.

Vor allem geht im öffentlichen Bereich das Bewusstsein dafür verloren, dass Risiken bei allen Negativkonsequenzen auch immer neue Möglichkeiten mit sich bringen. So mögen Flüchtlingswellen aus afrikanischen Ländern im öffentlichen Diskurs zunächst als eine Bedrohung dargestellt werden. Sie können aber auch westliche Gesellschaften dazu bringen, sich anzupassen und konstruktive Strategien zu entwickeln, mit der neuen ‚Bedrohung' umzugehen. So argumentiert beispielsweise Patrick Masius, dass die Naturkatastrophen, die sich zu Zeiten des Deutschen Kaiserreichs ereigneten, im Nachhinhein zu günstigen regionalen Entwicklungen wie etwa neuen Strategien zur Armutsbekämpfung und mehr gesellschaftlichem Zusammenhalt führten (Masius 2010: 148).

Geht diese Deutung des Risikos in unserer modernen Risikogesellschaft, die sich immer mehr zur Versicherheitlichungskultur wandelt, komplett verloren, dann besteht die Gefahr, dass sich die Bürger_innen wieder in die Position der passiven Untertanen begeben, die widerstandslos auch Maßnahmen hinnehmen, die sich bisweilen gegen sie selbst richten können. Damit würde sich insofern ein Rückschritt in den alten Fatalismus, in die gefühlte Schicksalhaftigkeit manifestieren, als die Bürger_innen ihr gesamtgesellschaftliches Schicksal, wie einst in die Hände der Götter, nun in die Hände von Expert_innen und Politiker_innen legen, ohne über die eigenen Einflussmöglichkeiten nachzudenken. Als Katalysator fungiert dann der private Bereich, in dem sich die Bürger_innen zwar einerseits als permanente Selbstoptimierer_innen dem Gesundheitsdiktat unterwerfen, aber gleichzeitig den Nervenkitzel des Risikos suchen, wo immer sie ihn finden.

Man kann der Politik sicher nicht ans Herz legen, ähnlich risikobegeistert zu agieren wie die Finanzwelt – vor allem, weil sich im sozialen Bereich Risiken viel schlechter berechnen und messen lassen, als wenn es um die nackten Zahlen geht. Und doch wäre es der demokratischen Legitimation eines politischen Systems durchaus zuträglich, wenn die kreative Funktion und das Potenzial, das Risiken in sich tragen, wieder aufleben würden. Das funktioniert natürlich nur, wenn man sich die Fesseln des Fatalismus gar nicht erst anlegen lässt.

° **Julia Berghofer** studiert im dritten Semester Politikwissenschaft (Master) an der Universität Hamburg.

Quellenverzeichnis

• **Balzacq, Thierry** (2005): The Three Faces of Securitization: Political Agency, Audience and Context. In: European Journal of International Relations, Bd. 11, Nr. 2, S. 171–201.

• **Beck, Ulrich** (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

• **Bernstein, Peter L.** (1997): Wider die Götter: die Geschichte von Risiko und Risikomanagment von der Antike bis heute. München, Gerling-Akademie-Verlag.

• **Buzan, Barry/Wæver, Ole/de Wilde, Jaap** (1998): Security. A New Framework for Analysis. Colorado und London, Lynne Rinnier Publishers.

• **Foucault, Michel** (1977): Sexualität und Wahrheit 1. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

• **Göhler, Gerhard/Höppner, Ulrike/De La Rosa, Sybille** (2009): Weiche Steuerung. Studien zur Steuerung durch diskursive Praktiken, Argumente und Symbole. Baden-Baden, Nomos.

• **Lemke, Thomas** (2008): Gouvernementalität und Biopolitik. Wiesbaden, VS Verlag,.

• **Lyotard, Jean-François** (1986): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Graz, Passagen.

• **Masius, Patrick** (2010): Risiko und Chance: Naturkatastrophen im Deutschen Kaiserreich (1871–1918). Eine umweltgeschichtliche Betrachtung. Göttingen. URL: http://ediss.uni-goettingen.de/bitstream/handle/11858/00-1735-0000-0006-B4BA-8/masius.pdf?sequence=1 (5.8.2014).

• **Münkler, Herfried** (2010): Strategien der Sicherung: Welten der Sicherheit und Kulturen des Risikos. Theoretische Perspektiven. In: Münkler, Herfried/Bohlender, Matthias/Meurer, Sabine (Hrsg.): Sicherheit und Risiko. Über den Umgang mit Gefahr im 21. Jahrhundert. Bielefeld, Transcript, S. 11–34.

• **Reckwitz, Andreas** (2004): Die Politik der Moderne aus kulturtheoretischer Perspektive: Vorpolitische Sinnhorizonte des Politischen, symbolische Antagonismen und das Regime der Gouvernementalität. In: Schwelling, Birgit (Hrsg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien, Methoden, Problemstellungen, Wiesbaden, VS Verlag. S. 33-56.

• **Reich, Andreas** (1989): Gefahr, Risiko, Restrisiko. Das Vorsorgeprinzip am Beispiel des Immissionsschutzrechts. Düsseldorf, Werner Verlag.

• **Strange, Susan** (1997): Casino Capitalism. Broughton Gifford, Cromwell Press.

• **Wæver, Ole** (1995). Securitization and Desecuritization. In: Lipschutz, Ronnie (Hrsg.): On Security. Columbia, University Press, S. 46–87.

Bl@ttert digital!

Die »Blätter« im Probeabo – auch als E-Book und E-Paper



Zwei Monate für nur 10 Euro: www.blaetter.de/kennenlernen